

# Buchbesprechungen

## Livres

### Book reviews

#### Raymond Battegay: Narzissmus und Objektbeziehungen. Über das Selbst zum Objekt

Bern: Hans Huber; 2008. 4., vollständig revidierte und erweiterte Auflage. Kartoniert, 256 Seiten, 4 Schemata, 1 Abbildung.  
Fr. 59.–/€ 34.95, ISBN 978-3-456-84509-8

Bei einem solchen Buch kann man sich fragen, ob es in die Kategorie der Originalforschungsarbeiten gehört, ob es ein Lehrbuchtext im Sinne Flecks<sup>1</sup> ist oder, um noch eine Kategorie aus heutiger Sicht hinzuzufügen, ob es ein populärwissenschaftliches Werk ist, das dazu dient, Personen ohne besondere fachliche Vorbildung eine Einführung in ein wissenschaftliches Fachgebiet zu vermitteln.

Ein Text der ersten Kategorie ist dadurch charakterisiert, dass er einer Forschergemeinschaft des eigenen engeren Fachgebiets in einer bestimmten Thematik Hypothesen und dazu erste Befunde und Beweise vorlegt, in der Erwartung, dass andere Forscher ihrerseits Beiträge zur Erhärtung oder Widerlegung der Hypothesen beitragen.

Ein Lehrbuch geht von weitgehend gesichertem Wissen aus und hat daher einen ganz anderen, autoritativen Stil. Es richtet sich an Fachleute, die nicht zur engeren Forschergemeinschaft der jeweils abgehandelten Themen gehören, aber potentiell dazu stossen könnten.

Das populärwissenschaftliche Buch kann zwar auf hohem wissenschaftlichem und stilistischem Niveau stehen, setzt aber grundsätzlich voraus, dass die Leser im abgehandelten Wissensgebiet kein besonderes Fachwissen haben. Es steht dem Wissenschaftsjournalismus nahe und hat dementsprechend eine grosse Bandbreite, die vom Sensationsjournalismus über die Unterhaltungslektüre bis zum ernsthaften Beitrag in Form von Mitteilungen über neue Forschungsergebnisse reicht.

Wie steht es nun mit dem zu besprechenden Buch von Battegay? Das Anliegen des Autors ist offenbar, die Schwierigkeiten, die im Umgang mit narzisstisch gestörten Patienten anzutreffen sind, darzustellen und Ratschläge zu formulieren, die den Kollegen von Nutzen sind. Es steht somit zwischen dem Wissenschaftsjournalismus und dem Lehrbuch.

Auch in der Erfahrung des Rezensenten gibt es immer wieder erstaunliche Schwierigkeiten beim Versuch, den Psychotherapeuten

in Supervision zu vermitteln, wie sich der – gestörte – Narzissmus auswirkt, was für Eigentümlichkeiten er dem Denken aufträgt. Bei den verschiedenen Forschern findet man wohl jeweils die durch die persönlichen Erfahrungen geprägte Form der Darstellung, Konzeptualisierung, Metaphorik, um den in den Therapien auftauchenden Hindernissen adäquat zu begegnen. Kohut zum Beispiel insistierte auf der Kränkung infolge mangelnder Würdigung und Liebe seitens der wichtigen Mitmenschen, während Kernberg, etwas salopp gesagt, auf die Verstösse gegen die Ordnung verweist, die den narzisstisch gestörten Personen klar gemacht werden müssen. Die Mahlerschen Babybeobachtungen haben gezeigt, wie bedeutend die Interaktionen zwischen Kind und Betreuer/Betreuerin in bestimmten kritischen Entwicklungsphasen sind – wobei es Margret Mahler persönlich besonders auffiel, dass die ersten Schritte des Kindes von der Mutter weg gerichtet sind und dass die Wiedernäherung an die Mutter, ein unumgängliches und wohlverständliches Bedürfnis des Kleinkindes, von der Mutter eine unter Umständen nicht gelingende Empathie erfordert. Peter Blos postulierte für die Adoleszenz ein Wiederaufleben der frühen Prägungen und damit eine neue Chance, die Weichen nochmals neu zu stellen.

Battegay schreibt im Vorwort zur 1. Auflage:

«Ich habe mir erlaubt, zum Thema des Narzissmus zu schreiben, weil ich glaube, dass viele Fehler, die in der Psychoanalyse und in der analytisch orientierten Psychotherapie narzisstisch gestörter Persönlichkeiten und in der Erziehung ganz allgemein aufgetreten sind, vermieden werden können, wenn man erkennt, wie sehr in ihrer Selbstidentität gestörte Patienten und die Kinder unsere warme menschliche Zuwendung – und nicht nur etwa Frustration – benötigen» (S. 13).

Wie recht hat er mit dieser Feststellung! Und wie schwer ist es, den narzisstisch gestörten Patienten gerecht zu werden, da sie «unsere warme menschliche Zuwendung» gar nicht wahrnehmen und in lauter Missverständnisse geraten, entsprechend ihren negativen Erwartungen und auf dem Weg über die charakteristischen sich selbst erfüllenden Prophezeiungen.

Battegay schreibt im Vorwort zur 4. Auflage – und damit fängt das Buch eigentlich an –, dass ein Mangel an «warmherzige[n] Betreuungspersonen oder entsprechende geführte[n] Betreuungsstellen für Kinder und

Jugendliche [...] aber auch die zunehmende Zahl von Ehetrennungen und Scheidungen» und damit einhergehend ungenügende Liebe und Zuwendung sowie die «ebenso schädigende Verwöhnung» den Hintergrund für die Störungen in der Entwicklung des Selbstwerterlebens bilden. Er geht dann im ersten Kapitel der Frage nach, was in den ersten Lebensmonaten entscheidend für die gesunde Entwicklung eines Kindes und besonders dessen Selbst ist, und kommt auf vier Faktoren, deren erster «Gefühlsmässige Wärme und Umsorgung» (S. 30) ist. Er schreibt:

«Wir haben deshalb das erste Halbjahr im Leben des Menschen als taktile Phase bezeichnet. Sie steht unter dem Primat des taktilen Wärmebedürfnisses» (S. 13).

Da Battegay sich damit in der Nähe von Didier Anzieu (das Haut-Ich<sup>2</sup>) befindet, würde man erwarten, dass er auf ihn Bezug nimmt. Anzieu hat sein Konzept vom Haut-Ich erstmals 1974 vorgestellt. Es erstaunt, dass in Battegays Literaturhinweisen das originelle und grundlegende Buch Anzieus fehlt.

Die drei weiteren Faktoren, die Battegay nach dem der gefühlsmässigen Wärme und Umsorgung aufführt, sind, kurz zusammengefasst, adäquate Stimulierung durch Interaktion, Bewegung des Säuglings selbst und von Objekten in dessen Umgebung sowie das Darbieten von Gestaltkonfigurationen.

Die Rolle der Eltern benennt Battegay in deutlichen Worten: Die Mütter stehen mehr als ihre Partner in Gefahr, an allem des Kleinkindes zu partizipieren und es mit ihrer Liebe beinahe zu ersticken. Bei den Männern allerdings kann etwa eine zu grosse Distanz bestehen, so dass die Kinder deshalb leiden.

Dem Leser dürfte es trotz der verständlichen Darstellungsweise nicht immer leicht fallen, sich in der Begriffswelt des Buches zu orientieren. Die Wechsel von naturwissenschaftlichen Forschungen zu psychoanalytischen Theorien und Spekulationen und von da zu soziologischen Aussagen können uns verwirren, so dass es fraglich ist, ob der Leser das alles verdauen kann.

1 Fleck L. Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Wissenschaft 312, 1994 (erstmalig 1935).

2 Anzieu D. Das Haut-Ich. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1255, 1996 (Original 1985).

Battegay schreibt gut verständlich, er verwendet die Ergebnisse der Forschung und die Einsichten der Dichter in einer Weise, die schlicht und einfach anmutet. Das ist die für die populäre Vermittlung von Fachwissen angestrebte Form. Sie hat verständlicher Weise auch ihre Mängel. Zur Illustration kann eine Passage wie die folgende zitiert werden:

«*Hermann Hesse* (1975) schildert in seinem Märchen «Der schwere Weg» eine mühsame Bergwanderung, die aber letztlich doch zum Ziele, einem Berggipfel, führt. Dort träumt der Berggänger aber von einem kahlen Baum, der aus dem Gesteine wächst, und von einem schwarzen Vogel, der zuerst darauf sitzt, dann aber in die Tiefe fliegt. Bald stürzt der Vogel, und der Träumer erkennt nun im fallenden Tier sich selbst. Er stürzt gegen die Erde, an die Brust der Mutter.»

Hat Hesse wirklich eine derart fragwürdige Symbolik verwendet? Das Zitat stammt aus dem Kapitel über den Suizid, in dessen zweitem Absatz steht:

«Es sind äussere oder innere Broken-home-Situationen, die diese späteren Suizidalen für das Leben zeichnen. Sie haben in ihrer Kindheit meist nie jene bergende und tragende Wärme und jene Integration in eine Familiengesamtheit erfahren, die sie für das Leben sicherte. Oder sie haben infolge eines Ich-Defektes nie die Nähe eines Menschen ertragen, so dass sie infolge rigider Abwehr keine affektive Zuwendung zu erleben vermochten. Infolge dieser ungenügenden Erfahrung einer umsorgenden und intakten Familie hat sich das Selbst dieser Menschen nur ungenügend entwickelt ...» (S. 143).

Es steckt viel Richtiges in diesen Sätzen, aber sie können auch ganz falsch verstanden werden, z.B. dass ein Broken-home stets narzisstische Störungen verursacht.

Das Buch stammt aus der Zeit, in der die Schriften Heinz Kohuts regelrecht in Mode waren. Vielleicht hätten gewisse Nachwirkungen davon in der heutigen Neuauflage aufgehoben werden können.

Stilistische Mängel wie «Sie haben meist nie jene bergende und tragende Wärme [...] erfahren» sind in diesem Buch nicht selten (aus dem Zitat der S. 143, Z. 4). So zum Beispiel auch auf S. 152 oben: «[Er] hätte [...] ein Mädchen abgeben sollen».

Auch ein Verschreiber wie z.B. «Jean Plaget» (statt Piaget) ist ein Schönheitsfehler (S. 27). Auf S. 149 steht Preti statt Petri (letztere Schreibweise im Literaturverzeichnis).

Nach diesen Kritiken sei nochmals darauf hingewiesen, dass das Buch aus einer reichhaltigen Erfahrung schöpft und dem Lernenden in eine schwierige Materie einen relativ leichten Einstieg verschaffen kann.

T. von Salis, Zürich

**Niels Bolbrinker:**

**Fluten. Wie man wahnsinnig werden kann**  
Bonn: Psychiatrie-Verlag; 2007. DVD.  
Fr. 46.–/€ 24.90, ISBN 978-3-88414-454-1

Der Filmemacher, Sohn eines Psychiaters, sucht nach Erklärungen für die psychische Erkrankung seiner Mutter. Ihre Lebensgeschichte ist geprägt von den zeittypischen Katastrophen der Generation, die mit Hitlers Machtantritt eingeschult wurde. Zwei schwere depressive Einbrüche hat sie erlebt: den ersten nach dem doppelten Verlust von Ehemann und Vater; nach 30 «normalen» Jahren erzwingt der Tod ihres zweiten Ehemannes einen bis heute andauernden Klinikaufenthalt.

So recht wissen die Fachleute nicht, was ihr fehlt. Der Filmemacher selbst vermutet neben der Krankheit seiner Mutter auch ein «sich in Szene setzen», gepaart mit kokettierender Ironie.

Wie einst Charcot lässt er seine Mutter zu Bildern, Photos, Filmen und anderen Zeitdokumenten sprechen, sich erinnern, singen und spielen, erklären und assoziieren. «Wissenschaft ist erweitertes Sehen» soll Charcot gesagt haben.

Verzweifelt versucht die Dramaturgie des Filmes *die Fluten von Bildern*, Fragmenten, Worten und Bedeutungen durch Zeitgeschichte und Psychiatriegeschichte hindurch zu Lebensmustern zu ordnen und gerinnen zu lassen.

Ein ambitionierter Film mit einem uneinlösbaren Anspruch – das ahnt man schon im Untertitel «Wie man wahnsinnig werden kann». Denn: Betroffene wie Experten stehen da vor einem *Lebensrätsel*. Kollektive Traumatisierung; individuelle Katastrophen; Heilungsversuche; Alltag im Pflegeheim, das letzte Heimat werden soll ... zuviel der Themen, zu überwältigend die Assoziationen, die da in Wellen heranrollen. Eigensinn, ironische Selbstbetrachtung bei der Patientin? Nicht wirklich, eher ein Charcot'sches Szenario.

Psychiatriegeschichte wird als Experimentieren am Patienten vorgeführt; der Sündenfall der deutschen Psychiatrie, die sich dem Nationalsozialismus angedient hat, wird thematisiert. Wir hören aus den «Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus» von Christine Lavant und aus «Der Untergang» von Erich Nossack. Exquisite Bebilderung der Themen, wunderbare Filmmusik, aber dennoch: zuviel des Schreckens und nirgends ein Halt.

Die Mutter verhilft dem Regisseur und Kameramann zu einem Dokument voll sich verweigerndem Irrereden Wortschwindeleien, witzelndem Hinhalten, Herhalten, Weghalten. Verrätselungen ... Eine delirierende Rede im eigentlichen Wortsinn. Die Fluten, die unzensuriert aus dem Mutterinneren hervorbrechen, haben den Sohn überwältigt. All seine Kunst, die sensibel eingesetzte Musik, sein Einfallsreichtum, sein politisches Rasonieren geht unter in der Flut der traurigen Muttergeschichten, der Mutterlieder und der Mutterwitze ...

I. Eckle, Zürich

**Thomas Brandt, Johannes Dichgans, Hans Christoph Diener, Herausgeber:**  
**Therapie und Verlauf neurologischer Erkrankungen**

Stuttgart: Kohlhammer; 2007. 5., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Gebunden, XIX, 1557 Seiten, 80 Abb., 506 Tab.  
Fr. 369.60/€ 224.–,  
ISBN 978-3-17-019074-0

Die Herausgeber veröffentlichen zum fünften Mal eine vollständig überarbeitete Auflage dieses umfassenden Werks. Seit der ersten Auflage vor elf Jahren hat sich dieses Handbuch als diagnostisches und therapeutisches neurologisches Vademekum im deutschen Sprachraum etabliert. Über 100 fachlich versierte Autoren bringen eine systematische Zusammenfassung der aktuellen Erkenntnisse über Klinik, Verlauf und Therapie der neurologischen Erkrankungen. Auch wenn die therapeutischen Informationen dem heutigen Wissensstand entsprechen, würde man sich eine moderne Einteilung der Behandlungsmöglichkeiten nach Evidence-Based-Medicine (EBM)-Graden wünschen, statt des von den Autoren gebrauchten Begriffs «pragmatischer Therapie». Wegen seines Gewichts und grossen Formats bleibt die Handhabung etwas schwierig. Mit seinem hohen Preis wird dieses Werk eher seinen Weg in die Bibliotheken von Kliniken finden als in diejenige einzelner Neurologen.

A. J. Steck, Basel

**Burkhard Brückner:**

**Delirium und Wahn. Geschichte, Selbstzeugnisse und Theorien von der Antike bis 1900. Band I: Vom Altertum bis zur Aufklärung. Band II: 19. Jahrhundert – Deutschland**

Hürtgenwald: Pressler-Verlag; 2007.  
Schriften zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 22/24. Leinen, Bd. I: X, 578 Seiten, 11 s/w und 2 farb. Abb., 1 Tab.; Bd. II: IX, 364 Seiten, 6 s/w Abb., 3 Tab.  
€ [D] 220.–/€ [A] 226.20,  
ISBN 978-3-87646-099-4

Burkhard Brückner, Professor für Sozialpsychologie an der Hochschule Niederrhein, Psychotherapeut und Autor auf den Gebieten der Sozialpsychiatrie und Psychohistorie, legt mit seinem Werk «Delirium und Wahn – Geschichte, Selbstzeugnisse und Theorien von der Antike bis 1900» eine gewichtige, fast 950 Seiten umfassende Studie in zwei Bänden vor. Der Autor bearbeitet sein umfangreiches Material – 121 europäische Selbstzeugnisse über psychische Grenzerfahrungen, dabei so bekannte Namen wie Rousseau, Swedenborg, Strindberg und Lenz – mit dem Instrumentarium empirischer Fallanalysen.

Nach einem einleitenden Resümee des Forschungsstands, der Wahnforschung im 20. Jahrhundert und der Methodik setzt Brückner in der griechisch-römischen Antike an und untersucht theoretische Quellentexte und autobiographische Berichte. Bis zum Mittelalter (mit einer Fallstudie über einen

süddeutschen Alchemisten) wählt er als Leitbegriff den Ausdruck «Vernunftlosigkeit». Mit Anbruch der Neuzeit kommt dann der Begriff des «Deliriums» ins Spiel (von «delirare»: aus der Ackerfurche abweichend; nicht zu verwechseln mit der heutigen Diagnose «Delir»). Dieser Ausdruck habe lange als Inbegriff des Verstandesverlustes gegolten: Im Barock wurde er zum Zentralbegriff des Wahnsinns und ergänzte die traditionellen Kategorien (Melancholie, Manie, Phrenitis und Hysterie). Der Terminus umfasste ein bestimmtes Syndrom, aber auch eine ganze Ordnung mehrerer Krankheiten. Erst im zweiten Band, der den Zeitraum 1800 behandelt, wird der Begriff des Wahns eingeführt.

Tatsächlich ist es unter medizingeschichtlichen Gesichtspunkten fraglich, ob der Wahnbegriff auf Epochen übertragen werden kann, in denen die Psychiatrie als Wissenschaft noch gar nicht existierte. Retrospektive Diagnostik verbietet sich, aber auch Deutungen, die sich auf historische Krankheitsbegriffe beziehen, widersprechen oft dem heutigen Stand des Wissens. Brückner plädiert angesichts des Dilemmas zwischen «präsentistischen» und «kontextualistischen» Deutungen für die Triangulation verschiedener interpretativer Perspektiven: Er vergleicht in einem Dreierschritt die Aussagen in den Selbstberichten, die Sichtweisen der damaligen Zeitgenossen und die heute möglichen Hypothesen über die Zeugnisse. Diese drei Perspektiven sollen als gegenseitiges Korrektiv wirken, um verkürzende und vorschnelle Pathologisierungen zu vermeiden. Die Triangulation ist in der qualitativen Sozialforschung seit fast 40 Jahren bekannt. Brückner kombiniert historische und qualitative Methoden und führt den patientengeschichtlichen Ansatz zu einer «subjekt-orientierten Erfahrungsgeschichte» mit strukturbezogenen und alltagsgeschichtlichen Aspekten.

Natürlich ist es für Brückner unumgänglich, seine Funde an Michel Foucaults Werk «Wahnsinn und Gesellschaft» (1961) zu messen. Er distanziert sich von Foucaults zentralem Motiv der Abwesenheit des Wahnsinns in den modernen Diskursen. Für ihn endet Foucaults Unternehmen in einer Aporie, dieser wolle Erfahrungsstrukturen erhellen, obwohl alle kategorialen Zugänge zum Wahnsinn verschlossen seien. Was bei Foucault nur noch als «tragische Erfahrung», als archaisches «Gemurmel» der deliranten Rede aufscheint, wird von Brückner rekonstruiert und analysiert. Bei ihm wird nicht die Abwesenheit des Wahnsinns, die Leerstelle, verhandelt, vielmehr versucht er, die mentalen Kampfschauplätze der Subjekte um Sinn und Bedeutung zu beschreiben. Bei Foucault geht es um die Analyse des öffentlichen Umgangs mit den Wahnsinnserfahrungen, Brückner geht es zudem um die *Subjekt-perspektive*.

Im zweiten, etwa 350 Seiten umfassenden Band wird die Wahnforschung des 19. Jahrhunderts aufgearbeitet (Quellen u.a. von Heinroth, Ideler, Griesinger, Kraepelin) und mit Fallstudien verknüpft (z.B. Krauß, Strindberg, Gehrman). Die autobiographischen Texte werden einer Typologie unter-

worfen: Es gibt scheiternde Schicksale (z.B. in Friedrich Krauß' «Nothschrei eines Magnetisch-Vergifteten» von 1852), aber auch erfolgreiche, kreative Verarbeitungen von Wahnerfahrungen (z.B. in August Strindbergs Novelle «Inferno» von 1897).

Bedauerlicherweise wird nur das Material bis 1900, also bis Bleuler und Freud auf den Plan treten, vorgestellt. Erst im 20. Jahrhundert aber etablierten sich die noch heute wirksamen Ansätze der Psychiatrie. Im Gesellschaftspolitischen wird Macht und Missbrauch der Psychiatrie zu einem Jahrhundertthema. Jeden heutigen Leser drängt es, von Brückners Erkenntnissen ausgehend, den Anschluss an heute aktuelle Identitätsdebatten zu suchen und die Diskurse weiterzuspinnen zu den Fragen von Selbst und Selbstthematisierung, Identität und Identitätsverlust sowie der Debatte um den «freien Willen».

I. Eckle, Zürich

**Howard H. Feldman, editor:  
Atlas of Alzheimer's Disease**

Oxon: Informa Healthcare; 2007.  
Gebunden, XIII, 141 p.  
£ 95.-, ISBN 978-0-415-39045-1

Eine Arbeitsgruppe aus der Neurologischen Universitätsklinik Vancouver um Howard H. Feldman hat sich die dankenswerte Aufgabe zu eigen gemacht, in Form eines Atlas die Alzheimer-Krankheit einer breiten Leserschaft näherzubringen. Neben einem auch für den Spezialisten wertvollen historischen Rückblick auf die dementiellen Erkrankungen werden in insgesamt acht Kapiteln Epidemiologie, Diagnose, neurowissenschaftliche Aspekte, Prävention und Behandlung der Alzheimer-Krankheit abgehandelt. Ein Blick in die Zukunft rundet das insgesamt gut gelungene Werk ab. Die Problematik des Buches liegt in der Absicht der Autoren, eine möglichst breite Leserschaft anzusprechen, die gemäss Vorwort medizinische Spezialisten, Berufsgruppen in der Krankenpflege, Angehörige und Patienten mit einschliessen soll. Somit ist es unvermeidlich, dass einzelne Kapitel für die Leserschaft entweder zu anspruchsvoll gestaltet sind oder umgekehrt zuwenig in die Tiefe gehen. Gemäss Titel handelt es sich um einen Atlas der Alzheimer-Krankheit, und in der Tat liegt die Stärke des Buches in der Präsentation zahlreicher Bilder, Tabellen und Graphiken. Deren Inhalt steht aber bedauerlicherweise nicht selten im Widerspruch zu der für ein solches Werk zu fordernden Qualität. Es ist der hoffentlich zweiten Auflage dieses Buches zu wünschen, dass dieses Manko behoben und das Buch gleichzeitig um eine beigelegte CD-ROM ergänzt wird, so dass der wertvolle Inhalt auch einfach für Präsentationen genutzt werden kann. Im doch stolzen Preis von umgerechnet Fr. 220.- sollte dies noch gut Platz haben. Diese Schönheitsfehler sollen aber den Sinn und Wert eines solchen Werkes in keinem Falle schmälern, und es ist den Autoren zu wünschen, dass dieser Atlas der Alzheimer-Krankheit eine weite Verbreitung unter der

angesprochenen Zielgruppe finden wird. Ich bin froh, dieses Buch in meiner Bibliothek zu wissen, konnte ich es doch bereits mehrfach für den Studentenunterricht nutzen.

M. Tolnay, Basel

**Peter Geißler, Günter Heisterkamp,  
Herausgeber:  
Psychoanalyse der Lebensbewegungen.  
Zum körperlichen Geschehen in der  
psychoanalytischen Therapie – ein Lehr-  
buch**

Wien, New York: Springer; 2007.  
Gebunden, X, 675 Seiten, 25 Abb.  
Fr. 146.50/€ 89.95,  
ISBN 978-3-211-48608-5

In diesem 675 Seiten langen Buch geht es um den Versuch, sich mit dem nonverbalen Geschehen in der psychotherapeutischen Situation auseinanderzusetzen. In seinem einleitenden Kapitel sagt Müller-Braunschweig deutlich, dass es kein rein verbales Vorgehen in der analytischen Psychotherapie gibt. Das Ziel ist somit klar vorgezeichnet. Was indessen als Frage auftaucht, ist dies: Handelt es sich um ein Lehrbuch (so der Titel auf dem Buchumschlag) oder um ein Handbuch (Buchrücken). Weder der eine noch der andere Terminus will passen. Sicher scheint dem Rezensenten, dass das zentrale Kapitel des einen Herausgebers (Geißler) über entwicklungspsychologische Konzepte das Hauptstück ist. Es umfasst 164 Seiten. Die umrahmenden Beiträge von Psychotherapeuten geben ihm Farbe. Sie fallen durch ihre Ehrlichkeit und Praxisnähe positiv auf. In überzeugender Weise wird auf die Schwierigkeit hingewiesen, das nonverbale Geschehen begrifflich zu erfassen und einzuordnen. Zustatten kommen dem Leser die drucktechnisch herausgehobenen Leitsätze. Will man kritisch sein, könnte bedauert werden, dass der Regression im Therapiegeschehen nicht mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird. Einzelne begriffliche Neuschaffungen wie die «Performativität» (Küchenhoff) könnten hinterfragt werden.

Dasselbe gilt für den im Titel vorgegebenen Terminus der «Lebensbewegung», der dann vor allem in dem Kapitel von Heisterkamp auftaucht. Der Rezensent gesteht, dass ihm dieser neue Begriff Mühe macht. Wo fängt Lebensbewegung an, und wo hört sie auf? Während das psychoanalytische Setting als klar definiert dargestellt wird, scheint dies für das körpertherapeutische Setting nicht der Fall zu sein.

Aber nochmals. Die einzelnen Falldarstellungen bestechen durch ihre Offenheit und Ehrlichkeit und bringen so dem Leser Gewinn.

Schliesslich fragt sich der Leser, wie wohl dieses monumentale Werk entstanden sei. Darüber wird nichts ausgesagt. Lehrbuch, Handbuch, Kongressbericht? War der Ausgangspunkt eine Tagung, haben die Herausgeber (Geißler und Heisterkamp) sich nach den besten Vertretern einer aktiven Auseinandersetzung mit den nonverbalen Anteilen

des psychotherapeutischen Dialogs umgesehen? So oder so war es sicher an der Zeit, sich ausführlich den nonverbalen Elementen in der Therapie zuzuwenden.

C. Müller, Bern

**Klaus-Jürgen Grün, Michel Friedman, Gerhard Roth, Herausgeber:**  
**Entmoralisierung des Rechts. Massstäbe der Hirnforschung für das Strafrecht**  
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht; 2008. Kartoniert, 192 Seiten, 6 Abb.  
€ 14.90, ISBN 978-3-525-49131-7

Den Titel hat wohl der Verlag zu verantworten – das Buch hat damit eigentlich nichts zu tun. Der hohe Anspruch des Untertitels wird nicht erfüllt.

Das Vorwort stellt apodiktisch fest: «Wer von dem Dogma ausgeht, dass freier Wille und Verantwortlichkeit des Menschen unlösbar aneinander gefesselt seien, befindet sich heute in einer unhaltbaren widersprüchlichen Situation» und tut dies – sinngemäss – aus Gründen einer unverantwortlichen, durch eigene Interessen, unbegründete Befürchtungen, Machtansprüche oder Borniertheit bestimmten Haltung.

Der Philosoph K.-J. Grün erklärt den hirneurophysiologischen Paradigmenwechsel in der Philosophie und Wandel in der Ethik für vollzogen. «Kants Ethik ist widerlegt», und theologische Konzeptionen sind unsinnig. Jeder Versuch des Kompatibilismus wird unter dem Hinweis auf die Gültigkeit des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten zurückgewiesen.

Die Juristin Grischa Merkel und der Neurobiologe G. Roth verneinen die Legitimität der Strafe bei Annahme einer auf mentaler Verursachung und Anders-handeln-Können beruhenden Tathandlung, fordern die Abkehr vom Schuldprinzip, erklären, warum die normative Setzung von Willensfreiheit überflüssig sei, plädieren für eine durch Vertrauen konstituierte gesellschaftliche Verfassung und fordern ein alternatives System von therapeutischen Massnahmen und Strafen, das die Gesellschaft in besondere Verantwortung nehme und Therapiefor-schung und Therapiebemühungen fördere. Blauäugig wehren sie die bei Übernahme ihrer Haltung immer grössere Bedeutung der Sicherheitsverwahrungen ab.

Die Psychologen Martina Piefke und H. J. Markovic äussern sich über «neuroanatomische und neurofunktionelle Grundlagen gestörter kognitiv-emotionaler Verarbeitungsprozesse bei Straftätern», ohne den Hinweis zu vergessen, dass der «freie Wille» eine soziokulturelle Fiktion sei, der empirische Daten entgegenstehen. Sie fordern möglichst früh einsetzende Massnahmen bei zu Gewalttaten disponierten Personen und berufen sich dabei auf die erfahrungsabhängige Plastizität des Gehirns.

Die Rechtsanwältin Anja Schiemann erklärt «Willensfreiheit, so wie die Rechtsprechung sie versteht», als nicht existent, verfällt zeitweise in eine reine Polemik und fordert ein Sanktionensystem auf der Grundlage der Anerkennung neuronaler Plastizität.

Michel Friedman («Der Doppelcharakter von Schuld, Strafe und Verantwortung») erklärt, «mit der neueren Neurobiologie beginnt ein neues Zeitalter der Wissenschaft vom Menschen», zitiert immerhin Feuerbach und begründet, warum es auch ohne Willensfreiheit geht. Seine Vorstellung, dass «die Neurobiologie» keiner «Rechtfertigung für Rassen- und Gen-Hygiene dienen» werde, ist unsubstantiiert.

M. Boner argumentiert als einziger der Autoren für einen kompatibilistischen Freiheitsbegriff und sieht «Straffälligkeit ... als gesellschaftlich-psychisches Leiden ... das therapiert werden kann und sollte».

Der Mathematiker Th. Köhler setzt sich mit theologischen Einwänden gegen die Bedeutung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse über Gründe und Ursachen menschlichen Handelns auseinander und fühlt sich hier an das Wort Juri Gagarins erinnert, es gebe Gott nicht, weil er ihn im Weltall nirgends gesehen habe. Dieser Satz liesse sich nun auch den Autoren vorhalten, die mögliche Freiheit aus ihrem neurophysiologischen Blickwinkel nicht sehen.

M. Kiesewetter, Zürich

**Dieter Kaufmann, editor:**  
**Neurofibromatosen**

Basel: Karger; 2008. Monographs in Human Genetics, Vol. 16. Hardcover, X, 192 p., 28 fig., 15 tables.  
Fr. 190.–/€ 135.50/\$ 190.–,  
ISBN 978-3-8055-8520-0

Diese von Dieter Kaufmann herausgegebene Monographie behandelt vorwiegend die Neurofibromatose Typ 1 – eine der häufigsten Erbkrankheiten. Es ist eine ausgezeichnete Synopsis über das Wechselspiel zwischen Genotyp und klinischem Phänotyp und besteht aus 14 exzellenten Expertenbeiträgen. Diese dürften sich sowohl interessierten Klinikern aus den Fachdisziplinen Neurologie, Dermatologie, Neurochirurgie und Otologie, Onkologie und Radiotherapie, als auch Medizingenetikern und Molekularbiologen als nützlich erweisen. Zwar steigen durch die fortwährende Erhellung der molekularpathogenetischen Grundlagen die Anforderungen an unser sich dynamisch wandelndes Wissensgebäude, das so vertiefte Verständnis vermag jedoch zweifellos Unklarheiten der klinischen Phänomenologie zu überwinden.

1986 wurde der Locus des Neurofibromatose-Gens erstmals auf Chromosom 17q11.2 definiert. Bei der Klonierung von *Neurofibromin (NF1)* wurde nicht nur die Struktur der 57 Exons und der 3 zusätzlichen alternativ-gesplitten Exons geklärt, es fanden sich auch 3 weitere Gene innerhalb des 60 kb grossen Introns 27b, die in der Gegenrichtung abgelesen werden und möglicherweise auch die *NF1*-Funktion beeinflussen. Das aus 2818 Aminosäuren bestehende Protein ist in vielen Geweben, am stärksten aber im ZNS exprimiert. Neurofibromin enthält eine Vielzahl von Peptidomänen, die nur teilweise verstanden werden. Als Schlüsselprotein in

der Signalübermittlung wirkt Neurofibromin hemmend auf eine der wichtigsten Schaltstellen, das RAS-Protein, und zwar als RAS-GTPase-aktivierendes Protein (RAS-GAP). RAS ist in der GTP-gebundenen Form aktiv und als RAS-GDP inaktiv. So führt beispielsweise die bei *NF1*-Patienten auftretende Mutation des Codon Arg1276 zu einer 2000fachen Abschwächung der katalytischen Aktivität der GTPase. Das Mutationsspektrum bei *NF1*-Patienten ist sehr breit gefächert und erklärt die grosse Variation des klinischen Phänotyps, der sich mit funktionell verwandten Syndromen überlappt, so zum Beispiel mit dem Costello-Syndrom (*HRAS*), dem kardiofaziokutanen Syndrom (*BRAF* bzw. *MEK2*) oder dem Noonan-Syndrom (*PTEN*). Es finden sich zahlreiche Duplikationen einzelner *NF1*-Abschnitte, die zu allelischen und auch nicht-allelischen Rekombinationen führen können, z.B. zu den zytogenetisch erkennbaren Mikrodeletionen (>1 cM). Das *NF1*-Syndrom ist autosomal-dominant, und *NF1* folgt der klassischen Knudson-Hypothese der Tumorsuppressorgene, d.h., bei der familiären Form sind alle Zellen haploinsuffizient, und das betroffene Gewebe weist eine Inaktivierung des gesunden Allels auf. Dies wurde in DNS aus *Café-au-lait*-Flecken, Neurofibromen, Optikogliomen und Astrozytomen gezeigt. Gefürchtet ist die bei etwa 10% auftretende maligne Transformation von plexiformen Neurofibromen in einen malignen peripheren Nervenscheidentumor, in dem sich neben der kompletten Inaktivierung von *NF1* zusätzliche Mutationen finden (*p16/p14*, *p53* usw.). *NF1* ist ein relativ instabiles Gen, und fast die Hälfte der Fälle manifestiert sich aufgrund einer *De-novo*-Mutation in der Ontogenese. Im Falle eines Mosaiks oder einer segmentalen Neurofibromatose ist die Keimbahn zumeist nicht involviert, im Gegensatz zum sehr seltenen rein segmentalen Befall der Gonaden. Die molekulare Unterscheidung zwischen Keimbahn- und somatischem Befall ist für die genetische Beratung von grosser Bedeutung.

Diese empfehlenswerte Monographie fasst auch den Kenntnisstand der gänzlich verschiedenen, unglücklich benannten Neurofibromatose Typ 2 (bilaterale Schwannome des 8. Hirnnerven und Meningeome) zusammen und schliesst mit der sogenannten Schwannomatose, einer Krankheit, bei der *NF2* mitbetroffen ist, es aber definitionsgemäss nie zu bilateralen Akustikusneurinomen kommt, und bei der noch andere Gene eine kausale Rolle zu spielen scheinen. Die Behandlung von grossen bilateralen Akustikusneurinomen und kompressiven spinalen Neurinomen ist anspruchsvoll und erfordert eine feine Abstimmung unter den involvierten Spezialisten, damit die gefährdete Funktion möglichst lange erhalten werden kann.

A. Merlo, Basel

**Pearl King, Riccardo Steiner:**

**Die Freud/Klein-Kontroversen**

**1941–1945. Band 1 + 2.**

**Aus dem Englischen von Horst Brühmann**

Stuttgart: Klett-Cotta; 2007. Gebunden, 1258 Seiten.

Fr. 80.50/€ [D] 49.80,

ISBN 978-3-608-91807-6

Die Freud/Klein-Kontroversen, die zwischen 1941 und 1945 in der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft stattgefunden haben, gehören zu den faszinierendsten Dokumenten der Geschichte der Psychoanalyse, die auch heute noch eine Fundgrube für alle diejenigen darstellen, die sich über die Psychoanalyse hinaus für wissenschaftstheoretische Grundprobleme interessieren, etwa für die Frage nach der «Wahrheit» konkurrierender Theorien. Es geht um Problemkreise, die noch immer höchste Aktualität besitzen, vor allem der frühkindlichen Entwicklung, um die Methode, wie aus klinischem Material Hypothesen für Theorien entwickelt werden, und letztlich auch um die Frage, wie die beste Form der Ausbildung aussehen soll.

Bei den Auseinandersetzungen befanden sich auf der einen Seite Anna Freud und ihre Anhänger wie Bullingham und Foulkes. Auf der anderen Seite stand die Gruppe um Melanie Klein mit Paula Heimann und Winnicott. Dazwischen, in der Middle group, befanden sich unter anderen Strachey, Balint und Bowlby. Es ist ausserordentlich berührend, diesen mit höchster Intensität betriebenen Auseinandersetzungen zu folgen, die während des Krieges wegen der Luftangriffe nur mit beschränkter Beteiligung durchgeführt werden konnten. Die drei Gruppen bestehen mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen weiter bis zum heutigen Tag – eine Spaltung wurde um jeden Preis vermieden.

Die beiden Bände sind aufwendig editiert. Sie enthalten biographische Notizen über die Hauptbeteiligten, Protokolle der Geschäftssitzungen, der Diskussionen, Vorträge, Arbeitspapiere und Memoranden und darüber hinaus viele wertvolle Hintergrundinformationen.

Dem Verlag muss für die sorgfältige Herausgabe dieser einmaligen, voluminösen Übersetzung gratuliert werden.

A. Moser, Zürich

**Friedhelm Lamprecht, Herausgeber:**

**Wohin entwickelt sich die Traumatherapie? Bewährte Ansätze und neue Perspektiven**

Stuttgart: Klett-Cotta; 2007. 1. Auflage.

Broschiert, 238 Seiten.

Fr. 44.10/€ 23.–,

ISBN 978-3-608-89041-9

Ein wertvolles Fortbildungswerk ist anzudeuten: Es geht um eine Übersicht über verschiedene aktuelle Traumatherapien und ihre Begründungen – bis zur «distanzierten» Internet-Therapie posttraumatischer Belastungsstörungen und komplizierter Trauer

(diese hat das Trauma gegenwärtig bewusst, jener hat keinen oder erschwerten mnestic-affektiven Zugang dazu). Es kommen zur Sprache: kinder- und jugendpsychiatrische Aspekte, ressourcenorientierte, psychodynamische, verhaltenstherapeutische und psychopharmakologische Therapieangebote. Moderne neurobiologische Forschung zeigt, wie uneinheitlich sowohl die psychologischen wie die neurophysiologischen Folgen von Traumen sind (Stichwort: strukturelle Dissoziation). Eine gute Übersicht über die Automutilation, Epidemiologie, Formen, vermutete Ursachen und Behandlungsansätze verweist auch auf die im Längsschnitt sich verselbständigende, eingeschliffene, ja manchmal suchtartige Verhaltensweise. Besonders wichtig für Mediziner gerade auch der somatischen Fächer ist der Aufsatz «Die Traumatisierung durch medizinische Eingriffe» – gehört in den klinischen Unterricht der Somatiker! Vielleicht schreibt auch eine Autorin mal über die traumatische Erfahrung eines psychopathologischen Ereignisses, das zur unfreiwilligen Hospitalisierung auf einer geschlossenen Abteilung führt, da eine psychotische Krise selbst schon ein das Selbstgefühl tief erschütterndes Vorkommnis ist.

C. Scharfetter, Zürich

**Marianne Leuzinger-Bohleber, Yvonne**

**Brandl, Gerald Hüther, Herausgeber:**

**ADHS – Frühprävention statt**

**Medikalisierung. Theorie, Forschung, Kontroversen**

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht;

2006. 2. Auflage. Reihe 2: Psychoanalyse und interdisziplinärer Dialog, Band 4.

Kartonierte, 306 Seiten mit 14 Abb.

und 3 Tab.

€ [D] 34.90, ISBN 978-3-525-45178-6

Die Literatur über ADHS boomt ähnlich wie die Diagnose, um die sich neuerdings auch Politiker kümmern, die wegen der Häufigkeit der Verschreibung von Ritalin für Schulkinder beunruhigt sind – und die Welle «ADHS im Erwachsenenalter» hat ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht.

So ist es zu begrüssen, wenn Herausgeber und Autoren, die nicht im Fahrwasser einer modischen, rein störungszentrierten, deskriptiven Oberflächendiagnostik schwimmen, sich der komplexen Problematik annehmen. Marianne Leuzinger-Bohleber, Direktorin des Sigmund-Freud-Instituts Frankfurt/Main und Professorin für Psychoanalytische Psychologie an der Universität Kassel, hat mit ihren Mitherausgebern ein Buch publiziert, in dem zahlreiche Autoren die wichtigsten Aspekte einer der grössten Kontroversen in der Geschichte der Kinder- und Jugendpsychiatrie diskutieren.

Wenn auch verschiedene Autoren damit einverstanden sind, dass der Teufelskreis negativer Erfahrungen in Schule und Familie medikamentös unterbrochen werden kann, zeigen vertiefte Untersuchungen von Einzelfällen, dass unterschiedliche Ursachen und Entstehungszusammenhänge, insbesondere

Störungen der Frühentwicklung des Kindes, zum Erscheinungsbild ADHS führen können (z.B. hirnorganische Störungen, emotionale Frühverwahrlosung, frühinfantile Traumata [etwa traumatische Trennungserfahrungen], Aufwachsen mit psychisch gestörten Haupterziehungspersonen, interkulturelle Probleme, fragwürdige Pädagogik bei Hochbegabten, akute Trauer und Depression). Dabei stimmen die Forscher mit Kollegen aus der Neurobiologie überein, dass auch neurobiologische Befunde, etwa im Neurotransmittersystem, wahrscheinlich sind, wobei die Frage nach dem Ei und dem Huhn offenbleibt. Bei der Vielfalt an Determinanten, stellt sich gar die Frage, ob es überhaupt sinnvoll ist, die «Einheitsdiagnose ADHS» nach ICD-10 und DSM-IV zu stellen, und ob die exponentielle Zunahme der Ritalin-Vergabe ein Indikator für «veränderte Kindheiten» und/oder eine aktuelle Medikalisierung psychosozialer Probleme darstellt. Wiederholt man nicht, unter dem Druck des Zeitgeistes der schnellen Machbarkeit, der Effizienz und kostengünstigen Anpassung, den Fehler einer unzulässigen Generalisierung, den wir aus der Vergangenheit vom überholten «frühkindlichen psychorganischen Syndrom» oder von der «Minimalen Zerebralen Dysfunktion» (MCD) her kennen? Die Versuchung, komplexen leidvollen Problemen und Konflikten zwischen Kindern, Eltern, Lehrer und weiteren Beziehungspersonen einen Namen zu geben, zu dem scheinbar eine klare medikamentöse Therapie gehört, ist gross und wirkt zunächst oft befreiend und beruhigend. Aber unterschätzen wir nicht den Stigmatisierungseffekt, wenn einem Kind bedeutet wird, dass es für sich und seine soziale Umgebung nur tragbar ist, wenn es ein Medikament nimmt, um einen behaupteten Defekt in seinem Gehirn auszugleichen? Und verpasst das Kind bei einer ausschliesslich medikamentösen Behandlung nicht einmalige Entwicklungschancen, die ihm eine umfassende Psychotherapie eröffnen könnte?

Bei der Fülle der ungelösten Fragen kommt der Prävention eine besondere Bedeutung zu, weshalb in dem Band auch über konkrete, noch laufende Projekte der Frühprävention berichtet wird.

Es ist zu hoffen, dass diese reichhaltige Publikation dazu beizutragen kann, fruchtlose konfrontative Debatten zu überwinden und die ausserordentlich komplizierte Problematik mit der nötigen kritischen Differenzierung anzugehen.

A. Moser, Zürich

**Wieland Machleidt, Torsten Passie,**

**Dieter Spazier, Herausgeber:**

**PsychiaterSein. Karl Peter Kisker –**

**Auswahl seiner Schriften**

Bonn: Psychiatrie-Verlag; 2007. 380 Seiten.

Fr. 49.90/€ 29.90,

ISBN 978-3-88414-428-2

Fragt man im Jahr 2008 einen beliebigen Assistenzarzt in einer beliebigen psychiatrischen Klinik, ob er den Namen «Karl Peter Kisker» schon einmal gehört habe, so

erntet man Kopfschütteln. So schnelllebig ist unsere Zeit, so wenig an den Grundlagen interessiert, so neurologisch ist inzwischen die Psychiatrie geworden!

Kisker ging es um nicht weniger als eine Vision einer philosophischen Psychiatrie und einen soziotherapeutischen Umgang mit den Patienten, der diesen Namen wirklich verdient. Er war ein ganz praktischer Psychotherapeut mit der Zielvorgabe: «Begegnen – Verweilen bei – Begleiten – Ertragen». Für ihn war der schizophrene Mensch nicht gestört (so wie wir in der modernen ICD-Diagnostik nur noch von «Störungen» reden), sondern «abgewandelt». Das Verrückt-Sein galt ihm als menschliche Seinsweise, die den psychisch Gesunden genauso betrifft. Gesagt haben das schon viele – so gelebt wie Kisker in Hannover haben es nur wenige. Und so beschrieben, wie er es beschrieb, haben es noch viel weniger. Die Sätze von Kisker, obschon oder gerade weil sie wie Edelsteine funkeln, stellen Denkansprüche an den Leser, Denk-Forderungen, die eine wissenschaftliche Fast-Food-Lesergemeinde, zudem amerikanistisch sprachverdorben, nicht mehr zu leisten vermag oder will.

Der Sammelband entbindet nicht von der Lektüre der grossen Monographien des Psychiatriephilosophen, wie: «Der Erlebniswandel des Schizophrenen» (1960), «Zur Dialogik der Verrücktheit» (1970) und «Mit den Augen eines Psychiaters» (1976).

Das Buch ist abgerundet und eingerahmt von Kiskers Geistesschülern: ein kluges Geleitwort (Spazier), eine luzide Einführung (Machleidt und Passie) sowie eine Kurzbiographie (Machleidt). Das ersetzt die Lektüre dickleibiger Sekundärliteratur. Es ist sehr verdienstvoll, verstreute Aufsätze und Reden von Kisker in einem Sammelband zu vereinigen.

Es steht mir nicht zu, Kisker zu preisen. Aber man kann mich nicht hindern, ein einziges Zitat von ihm hier gleichsam stellvertretend anzuführen – in der inständigen Hoffnung, es möge zu weiterer Lektüre gerade die Jungen und die Anfänger in unserem Fache verlocken. Es steht auf Seite 341.

«Die Denaturierung der Verrücktheit wurde hier ziemlich weit, für manchen Blick gewiss weiter als ziemlich getrieben. Man wügte aber Denk-Experimente dieser und ähnlicher Art nicht zu bald mit der stets richtigen Bemerkung ab, der Mensch stecke bis an die Hüften und der verrückte Mensch vermutlich bis an den Hals in seiner physischen «Natur», und das elektrische Geflüster im Dunkel der Synapsen seines Hirns sei kein Entscheidungs-Spiel von offenen Fragen und unberechenbaren Antworten, sondern eine nicht zu verantwortende Apparatur. Denn die Akten der Neurobiologie über neuronale Erregungskreise des Zentralnervensystems sind ebenso wenig geschlossen wie diese Systeme selbst. Schon dass sie lernende, sich umprogrammierende Systeme sind, öffnet sie für Temporalität im Sinne einer Zeitigung, für eine Dimension also, in welcher Ereignisse wie Erfüllung oder Ausbleiben möglich werden: durchaus Prototypen einer Geschichte. Nach welchen Codes allerdings die

Geschichten, die der Magier murmelt, wenn er mit dem Dämon umgeht, vermascht sind mit jenen «Botschaften», welche bestimmte Hermes-Figuren unter den Molekülen im hermetischen Getriebe der Metabolik austauschen, und wie es zugeht, dass diese kommunikativen Netzwerke aus den Fugen geraten, wird uns ewigen Nach-Konstrukteuren allmählich deutlicher werden – wofern nicht zuvor die Natur, in unsere technischen Zwinger verrückt, über uns zusammenschlägt.»

Ich bin mir bewusst, dass ich jetzt ebenso viele potentielle Kisker-Leser angezogen wie abgeschreckt habe. Sei's drum.

H.-M. Zöllner, Zürich

**Marco Mumenthaler, Manfred Stöhr, Hermann Müller-Vahl, Herausgeber: Läsionen peripherer Nerven und radikuläre Syndrome**

Stuttgart: Thieme; 2007. 9., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Gebunden, XV, 475 Seiten, 449 Abb., 58 Tab. Fr. 249.–/€ [D] 149.95/€ [A] 154.20, ISBN 978-3-13-380209-3

Ein unverzichtbares Buch für die tägliche Praxis eines Neurologen hat eine Neuauflage erfahren. Die vorliegende 9. Auflage ist durch eine redaktionelle Bearbeitung und Verschmelzung der Beiträge von insgesamt 9 Autoren entstanden. Neben den obenerwähnten Herausgebern haben auch Professor Manfred Frey, Direktor der klinischen Abteilung für Wiederherstellungs- und plastische Chirurgie der Universität Wien, der Physiotherapeut Urs Gamper aus Valens, der Medizinhistoriker Professor Heinz Goerke, der Neuro-pathologe Professor Schröder aus Aachen, der Anatom Professor Eugen van der Zypen aus Bern mitgearbeitet und schliesslich schreibt Professor Vodusek aus Slowenien über Störungen des Mastdarms und der Miktion.

Der Aufbau umfasst zuerst allgemeine Grundlagen, wie z.B. die Einteilung traumatischer Nervenläsionen, die Untersuchungen bei Läsionen peripherer Nerven, Grundsätzliches zu den pathogenetischen Mechanismen und zur Ätiologie peripherer Nervenläsionen, gefolgt von einem allgemeinen Kapitel zur Therapie peripherer Nervenläsionen. Schliesslich geht es um die Klinik der Läsionen peripherer Nerven, dann wird abgerundet mit einem Beitrag zu Läsionen des peripheren vegetativen Nervensystems. Es gibt auch ein Verzeichnis zu den Invaliditätsgraden bei Läsionen peripherer Nerven und von Nervenwurzeln für Deutschland und die Schweiz. Das Literaturverzeichnis umfasst 857 Referenzen und gut ein Jahrhundert an Publikationen zum peripheren Nervensystem.

Es ist sehr erfreulich, dass die Abbildungen nun von besserer Qualität und grösser sind. Ebenso sind einige Fehler in der Beschriftung (z.B. fehlende Legenden) korrigiert worden. Die Literatur wurde mit neuen

Publikationen ergänzt. Insgesamt gefällt mir an diesem Buch, dass es sehr umfassend ist und auch die seltensten Nervenfallsyndrome zu finden sind. Ich hoffe, dass uns dieses Buch noch für viele Jahre in dieser Form erhalten bleiben wird.

S. Renaud, Basel

**Rahman Pourmand, editor: Practicing Neurology. What You Need to Know, What You Need to Do**

Totowa: Humana Press; 2008. 2nd edition. Current Clinical Neurology. Soft cover, XII, 222 p. \$ 59.95/£ 36.–, ISBN 978-1-58829-609-2

*Practicing Neurology: what you need to know, what you need to do* ist ein Kurzlehrbuch der klinischen Neurologie. Es gliedert sich in drei Abschnitte, (i) Evaluation, (ii) Common neurological conditions und (iii) Neurological urgencies and emergencies. Zu den Stärken dieses Kompendiums gehört die kompakte Darstellung der Leitsymptome, der klinischen Befunde, des diagnostischen Procedere und der therapeutischen Optionen für die wichtigsten neurologischen Erkrankungen. Dabei ist der Aufbau des Werkes nicht durchgehend transparent. Warum z.B. der Arteriitis temporalis ein Kapitel im Abschnitt «Notfälle» gewidmet wird, nicht aber dem Schlaganfall, und warum Tumoren des Nervensystems ausserhalb eines Notfallkapitels zur metastatischen Kompression des Rückenmarks gar nicht vorkommen, bleibt offen. Da das Werk vermutlich eher als Nachschlagequelle genutzt als am Stück gelesen wird, ist die Konsistenz des Aufbaus aber vielleicht nicht vorrangig. Hilfreich ist das Buch vor allem für Studierende der Medizin sowie angehende Assistenzärztinnen und -ärzte, insbesondere, auch wenn Englisch nicht ihre Muttersprache ist, weil mit der kondensierten Information zur Neurologie gleichzeitig die einschlägige Fachsprache für den Krankenhausalltag mitgeliefert wird, also zu empfehlen z.B. vor einem ersten klinischen Aufenthalt in England oder den USA.

M. Weller, Zürich

**Udo Rauchfleisch: Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie**

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht; 2006. 1. Auflage. Kartoniert, 155 Seiten. Fr. 36.–/€ [D] 19.90, ISBN 978-3-525-46260-7

Fachleute aus verschiedenen Disziplinen, Betroffene und Angehörige erhalten im Taschenbuch «Transsexualität – Transidentität» einen umfassenden Einblick in die komplexe Thematik der Transsexualität. Auf prägnante Weise werden sowohl die klinischen, diagnostischen und therapeutischen Belange als auch die gutachterlichen Fragestellungen

behandelt. Dabei geht der Autor auch auf die verschiedenen gesetzlichen Rahmenbedingungen im deutschsprachigen Raum ein. Darüber hinaus stellt Udo Rauchfleisch das Thema Transsexualität – Transidentität auch in einen grösseren, gesellschaftspolitischen Zusammenhang. Er zeigt die Entwicklung vom Krankheitskonzept «Transsexualität» hin zur nicht pathologischen «Transidentität» auf. Udo Rauchfleisch sieht Transidentität als Variante der Geschlechtsidentität, wobei das Spektrum von psychisch stabilen, gesunden Individuen bis hin zu Menschen mit schweren psychischen Problemen reicht. Der Autor plädiert für individuelle Lebenskonzepte, die sich nicht strikte an die dichotome Geschlechterteilung halten. Noch ist die gesellschaftliche Realität eine andere, auch wenn die Toleranz gegenüber transsexuellen Menschen in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat.

Udo Rauchfleisch schöpft aus einer jahrzehntelangen praktischen Erfahrung in der Begleitung transsexueller Menschen auf ihrem schwierigen Weg. Dieser Erfahrungsschatz fliesst in den Text ein und macht das Buch zu mehr als bloss einem trockenen Fachbuch. Das Buch kann allen, die beruflich mit transsexuellen Menschen arbeiten, empfohlen werden, und es wird dazu beitragen, Transsexuellen primär als Menschen zu begegnen.

U. Hepp, Baden

**Juergen Reul:**  
**NEUROMRT. Ein praxisorientierter Leitfaden. Teil 1: Gehirn**

Bad Honnef: Hippocampus; 2007.  
Gebunden, XII, 250 Seiten,  
672 Abbildungen.  
€ 49.–, ISBN 978-3-936817-24-9

Technische Verfeinerungen und Differenzierungen haben das Potential der diagnostischen Aussagekraft der MR-Methodik in den letzten Jahren massiv verbessert. Gleichzeitig ist damit jedoch die optimierte Durchführung und Interpretation der MR-Untersuchung zunehmend komplexer geworden. Um die nötige Information zu vermitteln, wird in vielen gegenwärtig erscheinenden Lehrbüchern zur Neuroradiologie eine Unmenge von Information präsentiert, vielfach in rein tabellarischer Form, wobei die Konzentration auf das Wesentliche im klinischen Kontext zu kurz kommt.

Das von Juergen Reul verfasste Buch, «NeuromRT – ein praxisorientierter Leitfaden» präsentiert in kurzer Form die MR-Bildgebung der zerebralen Krankheitsbilder und bietet darüber hinaus in komprimierter Form Information zur MR-Technik und zur Neuroanatomie.

Der Schritt, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, ist mutig und überwiegend auch gelungen. So findet man für die praktische Arbeit ganz wesentliche Informationen in klarer Sprache präsentiert. Aktuelle radiologische Abklärungsstrategien, beispielsweise beim Schlaganfall, werden ausführlich behandelt, und aktuell wichtige Einteilungsmuster

von Erkrankungen (z.B. die McDonald-Kriterien für die MS) fehlen nicht.

Auf der anderen Seite ist der Aufbau des Buches zum Teil gewöhnungsbedürftig. Ein Sachverzeichnis hätte nicht geschadet, insbesondere da der Aufbau des Buches zum Teil unkonventionell ist. Sucht man beispielsweise Informationen über Kavernome, wird man ausschliesslich unter dem Kapitel «Epilepsiediagnostik» fündig. Aufgrund der Kürze des Textes erscheinen viele Informationen missverständlich oder fehlen einfach auch.

Zusammengefasst erscheint das Buch empfehlenswert für alle, die bereits eine gewisse Erfahrung mit der Neuro-MRT-Bildgebung haben oder diese rasch auffrischen wollen. Für reine Anfänger ist das Buch zu wenig didaktisch geordnet aufgebaut, sehr erfahrene Kollegen werden wenig Neues finden.

Der Autor schreibt im Vorwort, dass er das Buch nicht als ein endgültiges Werk versteht. Es soll «wachsen und immer wieder verbessert und (in der Interaktion mit dem Leser) aktualisiert werden». Gelingt dies, wird das Buch einen weiten Leserkreis ansprechen, da das Buchkonzept viel versprechend ist.

S. Wetzel, Basel

**G. Rizzolatti, C. Sinigaglia:**  
**Mirrors in the Brain. How our minds share actions and emotions**

Oxford: Oxford University Press; 2008.  
Hardback, 200 Seiten, 37 z.T. farbige Abb.  
£ 24.95, ISBN 978-0-19-921798-4

Der Mensch lebt nicht für sich allein. Die Entdeckung der Spiegelneurone zu Beginn der neunziger Jahre markierte die biologische Basis für die Verknüpfungen zwischen Wahrnehmungen und (Re-)Aktionen, die das menschliche Hirn beständig herstellt. Rizzolatti und Kollege fanden ursprünglich, dass Neurone zur Steuerung von Motorik bei Affen auch aktiv wurden, wenn Bewegungen von Artgenossen beobachtet werden. Während kommender Jahre intensiver Forschung wurde jedoch zunehmend die Bedeutung der Spiegelneurone für das komplexe Zusammenwirken von Sinneswahrnehmungen und menschlichem Verhalten erkannt. Spiegelneurone sind involviert, wenn wir Verhalten und Intentionen anderer beobachten und verstehen, uns im Raum bewegen, kommunizieren, imitieren, lernen, Empathie empfinden, im sozialen Kontext agieren und reagieren.

Der Neurowissenschaftler Giacomo Rizzolatti und der Wissenschaftsphilosoph Corrado Sinigaglia präsentieren in ihrem Buch «Mirrors in the Brain» einen Überblick über die Bedeutung der Spiegelneurone und die Konsequenzen dieser Entdeckung für die kognitiven Neurowissenschaften. Es werden ebenso traditionelle Konzepte über die neuroanatomische und -funktionelle Organisation des Gehirns vorgestellt wie neuere Befunde, die Annahmen über die teils unimodale und -direktionale Spezifizierung von Hirnarealen aufweichen. Viele

Abbildungen, anschauliche Beispiele und eine prägnante Sprache machen das Buch zu einem lesenswerten Exkurs zu Teilaspekten der Neurowissenschaften für den «Experten», aber auch für Studenten. Das Buch ist seit kurzer Zeit auch auf Deutsch erhältlich.

U. Toepel, Lausanne

**Johann Caspar Rüegg:**  
**Gehirn, Psyche und Körper. Neurobiologie von Psychosomatik und Psychotherapie**

Mit einem Geleitwort von Gerd Rudolf  
Stuttgart: Schattauer; 2007.

4. aktualisierte u. erw. Auflage.  
Gebunden, 242 Seiten, 15 Abb.  
€ [D] 36.95/€ [A] 38.–,  
ISBN 978-3-7945-2573-7

Wie verändern Lebenserfahrungen, insbesondere Kindheitstraumen, aber auch chronische Schmerzen, Ängste oder Depressionen unsere Hirnstruktur? Auf welche Weise bewirken Verhaltensänderungen oder psychotherapeutisches Handeln – «Sprechende Medizin» – eine neuronale Umstrukturierung? Und: Wie können Gehirn und Psyche wiederum die Gesundheit unseres übrigen Körpers beeinflussen, etwa Entzündungen und die körpereigene Abwehr von Infektionen oder die Funktionen von Herz und Kreislauf?

Fragen zu den komplexen Wechselwirkungen von Psyche und Soma und zur Neuroplastizität des Gehirns stehen im Mittelpunkt dieses Buches von Johann Caspar Rüegg, der in Zürich aufwuchs, nach dem Medizinstudium beim Hirnphysiologen und Nobelpreisträger W. R. Hess seine Dissertation schrieb und in der Zeit von 1973 bis 1998 Ordinarius und Leiter des Zweiten Physiologischen Instituts der Universität Heidelberg war. Rüegg gelingt es in sehr anschaulicher Weise, die Ergebnisse der Psychophysiologie darzustellen und als solides Fundament der biologischen Voraussetzungen der Psychosomatik zu integrieren. Dieses Vorgehen trägt schliesslich insbesondere auch zu einem vertieften Verständnis der Wechselwirkungen bei, in die die psychologischen Faktoren eingebunden sind.

Die Kapitel über die Physiologie und Psychosomatik chronischer Schmerzen, die psychosozialen Faktoren bei Herzerkrankungen, Psychoendokrinologie und Psychoimmunologie sind von grosser klinischer Bedeutung; sie unterstreichen die historischen Wurzeln der psychosomatischen Medizin in der inneren Medizin. Gerade auch die weiteren Beiträge zur emotional-kognitiven Interaktion und zur Bedeutung der Gedächtnisfunktion machen deutlich, in welcher fruchtbarer Weise Rüeggs Überlegungen zur «psychosomatischen Transformation», insbesondere auch zu einem Verständnis der Wechselwirkungszusammenhänge bei psychiatrischen Erkrankungen im engeren Sinne, z.B. bei depressiven Erkrankungen, herangezogen werden können.

Das Buch stellt nicht nur eine ausgezeichnete Synopsis wesentlicher biologischer

und neurobiologischer Befunde im Bereich psychischer Erkrankungen dar, sondern vermittelt vielmehr auch Reflexionen über deren Bedeutung für das menschliche Selbstverständnis. In diesem Zusammenhang wird die nachhaltige Bedeutung von Psychotherapie («heilende Worte») auch im Hinblick auf die Beeinflussung der Genexpression neuronaler Proteine und synaptischer Vernetzungen neuronaler Netzwerke betont. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Überbrückung der Kluft zwischen einer somatisch orientierten Medizin und einem psychosomatischen Krankheitsverständnis und den damit verbundenen psychotherapeutischen Interventionen bei psychisch erkrankten Menschen.

H. Böker, Zürich

**Michael Strong, editor:  
Dementia and Motor Neuron Disease**

Oxon: Informa Healthcare; 2006.

Hardcover, XIV, 242 p.

\$ 179.95, ISBN 978-0-415-39166-5

Das Buch ist das Ergebnis eines wissenschaftlichen Workshops, der in London, Ontario, im Mai 2005 stattfand. Es widerspiegelt das wachsende Interesse der Wissenschaft an den Zusammenhängen zwischen amyotropher Lateralsklerose (ALS) und frontotemporaler Demenz (FTD). Die läng-

ste Zeit wurde ALS als eine Entität verstanden, die biologisch und klinisch ausschliesslich das motorische System betrifft. Dieses Konzept ist so nicht mehr haltbar, seit Studien gezeigt haben, dass ein signifikanter Anteil von ALS-Patienten die eine oder andere Form einer frontotemporalen Dysfunktion bzw. Demenz erleiden wird.

Dr. Strong beschreibt im einführenden Kapitel die Grundlagen zum heutigen Verständnis der frontotemporalen Demenz, ihre Beziehung zur ALS und zum Syndrom des ALS-Parkinson-Demenz-Komplexes (Guam ALS), primäre progressive Aphasie und M. Pick. Neue histopathologische Konzepte wie der Nachweis von Ubiquitin-positiven, Tau- und Synuclein-positiven Einflüssen haben diese Krankheiten zusammenrücken lassen. Die Beziehung zwischen Pathologie und Klinik sind jedoch bei weitem nicht klar. Diese klinischen und pathologischen Aspekte wurden während des Workshops eingehend diskutiert und fanden ihre Niederschrift in Form dieses Buches.

Das Buch ist aufwendig produziert, reichhaltig illustriert mit zahlreichen farbigen Bildern. Insgesamt umfasst es 19 Kapitel, verfasst von 37 Autoren. Die Reihenfolge der Kapitel ist konventionell, aber logisch. Dr. Arthur Hudson, der in seinem vielzitierten Artikel in *Brain* 1981 auf den Zusammenhang zwischen ALS und Demenz hinwies, erörtert im ersten Kapitel des Buches den historischen Sachverhalt, das Phänomen der Guam ALS

und den möglichen Zusammenhang mit der Encephalitis lethargica. Die folgenden Kapitel diskutieren dann frontotemporale Demenz als eigenständiges Krankheitsbild oder im Rahmen der ALS sowie die frontotemporale Atrophie wie von Pick beschrieben. Dr. Ince und Kollegen fassen in einem sehr ausführlichen Kapitel das klinische und pathologische Spektrum der ALS und verwandter Syndrome wie z.B. der primären Lateralsklerose oder des Flail-Arm-Syndroms zusammen. Dabei wird nicht nur der teilweise ausgedehnte Befall ausserhalb des motorischen Systems bei sporadischer und familiärer ALS betont, sondern auch die Beziehung zur Bildgebung besprochen. Letzterer sind zwei eigenständige Kapitel gewidmet.

Die Bedeutung der Anhäufung von missgefalteten Proteinen in den zellulären Einschlüssen behandeln mehrere Kapitel. Leider tun sich die Kliniker schwer, hier zwischen Klinik einerseits und Einschlüssen andererseits eine halbwegs verständliche Klassifikation zur erkennen. Das scheint auch gegenwärtig das herausragende Problem zu sein. Das Buch – ohne fertige Antworten zu geben – ist jedoch ein wertvoller Beitrag zu diesem Problem. Insgesamt lesenswert, nicht nur für die ALS-Forscher, sondern auch jene Kliniker, die das Phänomen der frontotemporalen Dysfunktion bei ALS besser verstehen wollen.

M. Weber, St. Gallen

## Varia

### Ausschreibung – Promotionspreis

*Die Schweizerische Liga gegen Epilepsie (Epilepsie-Liga) vergibt jährlich einen Preis in Höhe von CHF 2500.– für die beste Dissertation auf dem Gebiet der Epileptologie.*

Bewerbungen sind aus allen Fachbereichen und Berufsgruppen möglich und erwünscht, sowohl aus Grundlagen- als auch klinischen Fächern. Eine Altersbeschränkung erfolgt nicht. Das Preisrichterkollegium setzt sich aus drei Vorstandsmitgliedern der Epilepsie-Liga zusammen, das bei Bedarf zusätzlich externe Gutachter hinzuziehen kann. Es trifft seine Entscheidung in geheimer Wahl. Falls der Antragsteller/die Antragstellerin bereits anderswo Anträge für Unterstützung gestellt hat, ist offenzulegen, bei wem und mit welchem Ergebnis. Die Preisverleihung erfolgt jeweils im darauffolgenden Jahr anlässlich der Jahrestagung oder Mitgliederversammlung der Epilepsie-Liga. Bewerbungen sind

bis zum 31. Dezember 2008 an die Geschäftsstelle der Epilepsie-Liga (Seefeldstrasse 84, Postfach 1084, 8034 Zürich) einzureichen und müssen beinhalten: drei Exemplare der abgeschlossenen und beim Dekanat eingereichten Dissertation, drei Exemplare einer Stellungnahme des Doktorvaters (dabei kann es sich auch um das entsprechende Gutachten für die Dissertation handeln).

### Ausschreibung – Forschungsförderung

*Förderung der wissenschaftlichen Forschung im Bereich der Epilepsie (vorwiegend Start-hilfen) durch die Schweizerische Liga gegen Epilepsie (Epilepsie-Liga).*

Die Epilepsie-Liga unterstützt wissenschaftliche Projekte im Bereich der Epileptologie im Gesamtbetrag von CHF 20000.– pro Jahr. Insbesondere soll die Erforschung von

Ursachen und Behandlungen der Epilepsie gefördert werden.

Stipendien für Aus- oder Weiterbildung oder Auslandsaufenthalte werden nicht ausgerichtet. Hingegen können Reise- und Aufenthaltskosten (ohne Salär) für Kurzaufenthalte (maximal einige Wochen) finanziert werden, sofern sie dem Erlernen von Methoden dienen, welche im Rahmen eines unterstützten Projektes in der Schweiz eingesetzt werden. Falls der Antragsteller/die Antragstellerin bereits anderswo Anträge für Unterstützung gestellt hat, ist offenzulegen, bei wem und mit welchem Ergebnis.

Termin für die Einreichung von Gesuchen: 31. März 2009.

Formulare und Wegleitung für Gesuchstellende können angefordert werden bei: Schweizerische Liga gegen Epilepsie, Seefeldstrasse 84, Postfach 1084, 8034 Zürich, Tel. 043 488 67 77, Fax 043 488 67 78, info@epi.ch.